

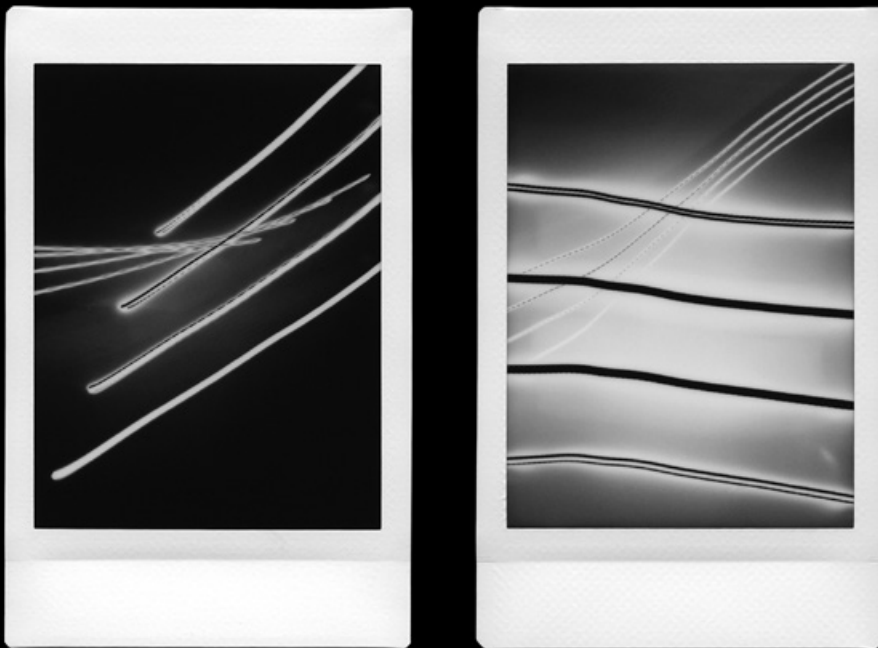


Bild: Alexandra Zedtwitz

JIRÉ EMINE GÖZEN

EIN WEITERDENKEN IM ANSCHLUSS AN CHRISTINE GOUTRIÉS «RASSISMUS- UND HERRSCHAFTS- KRITISCHE FAKTOGRAPHIE»

Die Faktographie nutzen, um die Situiertheit, aus der heraus jeweils auf die Welt geblickt wird, als solche erfahrbar und Prozesse der Auseinandersetzung mit eigenen Privilegien und Rassismen sichtbar zu machen – ein Vorschlag, der sich auch für die Medienwissenschaft als hoch relevant erweisen könnte. Zum einen zeigen sich hier konkrete Möglichkeiten auf, antirassistische Praxis und Medien miteinander in Kontakt treten zu lassen. Zum anderen bietet es sich an, von dieser Basis ausgehend zu untersuchen, wie sich rassistische Kontinuitäten in Mediengeschichte und Medienwissenschaft abbilden. Ansatzpunkte hierfür wären etwa Fragen nach der Verflechtung von Techniken des Aufzeichnens und Zeigens mit medialen Formen der Segmentierung, Unsichtbarmachung, Zuschreibung und Diskriminierung (wie drängend Überlegungen hierzu sind, zeigt in dieser Ausgabe der ZfM auch Sara Morais Dos Santos mit ihrem Text «A New Science? Zum antirassistischen Potenzial materialistischer Medienwissenschaften»).

Eine weitere Frage, die sich für mich bei der Faktographie als Methode der Sichtbarmachung von Situierung und von Prozessen der Umstrukturierung des Denkens im Sinne einer kritischen Diversität stellt, ist die nach emotionaler Arbeit, oder genauer noch: danach, wer diese Arbeit leistet. Denn der gesamte Einsatz von Goutrié zeigt auf, dass antirassistische und dekoloniale¹ Bildung und Lehre viel mehr sind als ein Umschreiben des Curriculums, die Entwicklung eines alternativen Kanons und damit letztendlich auch mehr als die Einführung und Etablierung «alternativer» oder «anderer» Epistemologien. Methoden wie die Faktographie zeigen, dass eine antirassistische Praxis in der Lehre konzentrierte emotionale Arbeit verlangt, die dezidiert auf einzelne Personen mit ihrer jeweiligen Situierung und Biografie angewiesen ist.

¹ An dieser Stelle sei nachdrücklich auf Eve Tuck und K. Wayne Yang verwiesen, die aufzeigen, dass zwischen Dekolonisierung als Metapher und Dekolonisierung als Handlung unterschieden werden muss: «Decolonization brings about the repatriation of Indigenous land and life; it is not a metaphor for other things we want to do to improve our societies and schools. The easy adoption of decolonizing discourse by educational advocacy and scholarship, evidenced by the increasing number of calls to «decolonize our schools» or use «decolonizing methods», or, «decolonize student thinking», turns decolonization into a metaphor.» Eve Tuck, K. Wayne Yang: Decolonization is not a metaphor, in: *Decolonization: Indigeneity, Education & Society*, Bd. 1, Nr. 1, 2012, 1–40, hier 11.

Im Rückschluss heißt das, dass sich diese emotionale Arbeit nicht auf die Gesamtheit dessen aufteilt, was gemeinhin als Lehrkörper bezeichnet wird, sondern vielfach an denjenigen marginalisierten Identitäten hängen bleibt, die als irgendwie <anders> markiert sind. Im Kontext dieser Ausgabe stellt sich daher die Frage: Was bedeutet dies konkret für Lehrende of Color?

Institutionen, die über Jahrhunderte nicht nur eine *weiße* kulturelle Hegemonie produziert haben, sondern in ihren Verfahrensweisen und Strukturen selbst das Ergebnis einer solchen sind, sind von vornherein für ganz spezifische Personen vorgesehen und trennen diese als Forschende und Lehrende in ihrer Profession von der privaten Person. Darauf, dass diese Trennung ebenso problematisch wie illusorisch ist und verschleiert, dass es so etwas wie ein neutrales und damit körper-, standort- und erfahrungsloses Wissenschaftssubjekt, das universell gültige Ergebnisse erzeugt, nicht gibt, sei an dieser Stelle nur kurz hingewiesen. Durch diese Spaltung wird jedoch ein System geschaffen, welches gewährleistet, dass bestimmte Formen des Zur-Disposition-Stellens und auch der emotionalen Arbeit gar nicht erst gedacht oder eingefordert werden. Der nicht-*weiße* (und auch nicht *cis**-, *endo**-, *able**-geschlechtliche) Körper hingegen stellt in der Akademie nach wie vor einen Fremdkörper dar. Als solcher wird er auf andere Art und Weise wahrgenommen und adressiert als die der kulturellen Hegemonie zugehörigen Personen. Esra Canpalat beschreibt dies in diesem Heft sehr treffend dahingehend, dass für diese Körper «eine authentische kulturelle Identität» vorausgesetzt wird. In Lehr- und Forschungskontexten wird entsprechend erwartet, dass auf diese Identität zugegriffen wird, um Vermittlung und Übersetzung zu leisten. Menschen of Color stehen gerade im Kontext der Akademie in einer Art Schaufenster, welches erlaubt, sie von allen Seiten und in ihrer vermeintlichen Ganzheit zu betrachten. Auch bei bell hooks taucht der Begriff der Ganzheit immer wieder auf, wenngleich er hier eine positive Wendung erfährt, indem er etwa zu einem aufrichtigen, einem «wholehearted commitment to education» wird.²

Für die Beschreibung der Form der Adressierung und Wahrnehmung von Menschen of Color in der Akademie könnte von einer <vermeintlichen Ganzheitlichkeit> gesprochen werden, da sich hier die positiv holistische Konnotation des Begriffs mit einer rassifizierenden Zuschreibung kreuzt und damit auf ein dialektisches Verhältnis hinweist, das sich nicht ohne Weiteres auflösen lässt. Die von Goutrié in Referenz auf bell hooks zitierte Aufforderung «allow us to be whole in the classroom, and as a consequence wholehearted»³ lese ich daher auch als eine emphatische Aneignung des Umstandes, dass an einer Institution, die in ihren Verfahrensweisen Segmentierungen bis hinein in die Körper der Lehrenden schafft, die andersartige, <vermeintliche Ganzheitlichkeit> sowieso die Standardwahrnehmung nicht-*weißer* Personen ist. Das «allow us to be whole in the classroom» wird somit auch zu einer Voraussetzung, überhaupt im Seminarraum sein zu dürfen. Denn oftmals ist es erst die gleichzeitige Produktivmachung und Einverleibung der <vermeintlichen Ganzheitlichkeit>

² bell hooks: *teaching to transgress. education as the practice of freedom*, New York, 1994, 203.

³ Ebd., 193.

insbesondere im Rahmen von Bildung, die z. B. den Kanon <diversifizieren> und damit antirassistisch sein soll, die Lehrenden of Color den Zugang zur Institution eröffnet. Der Zugang bleibt dabei oft reglementiert, findet doch sogleich eine Festschreibung auf spezifische Funktionen statt, die in letzter Konsequenz auch die Forschung betreffen. Dass all dies nicht nur auf rassistischen Kontinuitäten aufbaut, sondern selbst einen systemischen Rassismus darstellt, darauf weisen Autor_innen wie Sara Ahmed hin.⁴

Zwischen vielen Lehrenden of Color scheint es eine stillschweigende Übereinkunft darüber zu geben, dass es dennoch notwendig ist, sich in dieses System hineinzubegeben, um eine Arbeit zu leisten, die mittelfristig etwas an den Strukturen der Akademie verändert und bessere Bedingungen für bisher marginalisierte Perspektiven schafft. Die Lehre stellt hierfür in vielerlei Hinsicht ein dankbareres Aktionsfeld dar als andere Bereiche der Akademie. Denn gegenwärtige Diskurse haben nicht nur dazu geführt, dass viele Studierende mit großer Wiss- und Lernbegierde auf die in ihrer Situierung offen und <ganzheitlich> wahrgenommenen Lehrenden reagieren; zunehmend werden deren <andere> Perspektiven von der Studierendenschaft auch deziert eingefordert.

Die emotionale Arbeit jedoch, die in der Akademie vor allem an den Schnittstellen zwischen den sich wandelnden gesellschaftlichen Paradigmen und der Institution mit all ihren Mitgliedern zu leisten ist, ist enorm. Dies nicht zuletzt auch deswegen, weil diejenigen, die sie ausführen, dabei meist in ihrer <vermeintlichen Ganzheitlichkeit> und damit als ganze Person zur Disposition stehen (und unter Umständen auch als solche angegriffen werden). Gleichzeitig bleibt diese emotionale Arbeit für viele, die einen Nutzen davon haben, im Ausmaß der Ressourcen, die dafür aufgebracht werden müssen, ebenso unsichtbar wie nicht nachvollziehbar: <Talking about Whiteness with White people is not pleasant – it is neither enriching nor enlightening and it is at times very draining. It is a very self-destructive work.>⁵

Die Sichtbarmachung der Prozesse, die mit der Auseinandersetzung mit kolonialen Kontinuitäten und Rassismen im eigenen Denken und Handeln einhergehen, welche die Faktographie anbietet, trägt neben der grundsätzlich zu befürwortenden Offenlegung der Situiertheit von Beobachtungsstandpunkten auch das Potenzial in sich, Menschen of Color in Lehrsituationen äußerst unangenehm bis traumatisierenden Situationen auszusetzen. Sehr pointiert wird dies von Sarah Sharma benannt: <[E]s gibt für BIPOC-Menschen nichts Schlimmeres, als dabei zuzusehen, wie weiße Menschen Rassismus verarbeiten.>⁶ Während sich aber in Seminaren und damit in der Situation der Lehre zunehmend Perspektiven finden, die ebenfalls *of color* sind, handelt es sich bei den an den Fakultäten vertretenen Perspektiven nach wie vor vornehmlich um jene, die ihrem eigenen Selbstverständnis nach unmarkierte sind. Es ist jedoch die Verantwortung der in der Fakultät wirkenden Majorität, die in der Lehre, aber auch weit über diese hinaus geleistete emotionale Arbeit anzuerkennen

⁴ Sara Ahmed: *On being included: racism and diversity in institutional life*, Durham, 2012.

⁵ Nana Adusei-Poku: *Everyone Has To Learn Everything Or On Emotional Labor*, in: dies., Teana Boston-Mammah, Jan van Heemst, Esma Moukhtar: *WdKA makes a Difference*, Reader 2017, 27–30, blog.zhdk.ch/artschooldifferences/files/2017/10/WdKA_Makes_A_Difference_Reader2017.pdf (30.9.2021).

⁶ Gespräch mit Sarah Sharma in diesem Heft; im englischen Original heißt es: <[T]here's nothing worse for BIPOC people than to sit there and watch white people process racism.>

7 Ein kritisches Verständnis von Diversität widmet sich der Sichtbarmachung von bestehenden Herrschafts- und Machtverhältnissen sowie dem Abbau struktureller Diskriminierungen, es hinterfragt bestehende Privilegien und Bewertungssysteme und hat zum Ziel, zu empowern und vielfältige Lebens- und Repräsentationsweisen aufzuzeigen. Mit kritischer Diversität ist folglich ein Verständnis von Diversität gemeint, das sich von einem entpolitisierten und vermarktungsorientierten Verständnis von Diversität abgrenzt.

und zum Anlass zu nehmen, antirassistische Arbeit nicht darauf zu begrenzen, sich mit den eigenen Privilegien auseinanderzusetzen. Vielmehr gilt es konkret daran zu arbeiten, weitere Formen zu finden, antirassistische Praxis zum konstitutiven Bestandteil der eigenen Lehre und der Akademie werden zu lassen. In diesem Sinne gilt es auch, aktiv dafür Sorge zu tragen, dass die Zusammensetzung der Beschäftigten in der Medienwissenschaft sich dahingehend entwickelt, dass sie *kritischer* Diversität Rechnung trägt.⁷ Dies ist eine der Bedingungen dafür, dass Erfahrungen von Gewalt, die Lehrende of Color täglich erleben, nicht als Privatangelegenheit abgetan werden. Denn der Kampf um Teilhabe und Anerkennung von Menschen of Color in der Medienwissenschaft ist als Teil des umfassenden Ringens um gesamtgesellschaftliche Befreiung von rassistischen Kontinuitäten zu verstehen. Er betrifft damit uns alle. Auch das ist damit gemeint, wenn im Call for Papers für diesen ZfM-Schwerpunkt die Rede davon ist, dass die «Auseinandersetzung mit Rassismus [...] auch in der Medienwissenschaft keinen Halt vor der eigenen Forschungskultur machen» darf, sondern antirassistische Praxis werden muss.
